

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse
Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte
Band: 46 (1952)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen — Comptes rendus

James Brodrick : Petrus Canisius. — Aus dem Englischen übersetzt von Dr. *Karl Telch*. 2 Bde. 596 und 677 Seiten. Verlag Herder, Wien 1950.

Was James Brodrick in dieser umfangreichen, zweibändigen Canisius-Biographie der Geschichtsschreibung geboten hat, darf ohne Übertreibung eine große Leistung genannt werden, und wir sind Dr. Karl Telch zu Dank verpflichtet, daß er das englische Original in einer mustergültigen Übersetzung auch dem deutschen Leser zugänglich gemacht hat. Haben wir doch in B. Werk die erste, wirklich umfassende Canisius-Biographie vor uns, die auf Grund des gesamten, zum Teil noch ungedruckten Quellenmaterials ein durchaus realistisches Bild des großen deutschen Wanderapostels aus der Zeit der katholischen Restauration bietet. Wenn der Verfasser meint, « daß die vielen Einzelheiten . . . das Bild des Mannes, den dieses Buch zeichnen wollte, verwischt habe » (II, 583), so ist dem keineswegs so. Gerade der meisterhaft gezeichnete historische Hintergrund läßt die demutsvolle und doch so männlichstarke Gestalt des Pater Canisius erst in richtigem Lichte erscheinen. Die großen geistesgeschichtlichen und politischen Zusammenhänge, das wechselvolle Bild des licht- und schatten-erfüllten Europa des 16. Jahrhunderts mit der ganzen Fülle seines reichen Lebens und dem fast apokalyptischen Ernst seiner kirchenpolitischen Lage heben das Werk über die Bedeutung einer bloßerbaulichen Lebensbeschreibung hinaus und weiten es zu einer eigentlichen Kulturgeschichte Deutschlands im 16. Jahrhundert.

In diesem großen Rahmen und aus der Unmittelbarkeit zahlloser Quellentexte wirkt Canisius' Leben doppelt frisch und plastisch. Nichts ist übergangen, nichts verschwiegen worden. Auch die Schwächen und Fehler im eigenen Lager, bis hinauf zur römischen Kurie und bis hinein in die Reihen der jungen Gesellschaft Jesu haben den gebührenden Platz in diesem Zeitgemälde gefunden, so daß mit vollem Recht gesagt werden darf : « Wenn je etwas von der heroischen Heiligkeit Petrus Canisius' Zeugnis gibt, so ist es dies, daß sein Gemüt bei so viel Herausforderung seiner eigenen Leute niemals seine Gelassenheit und Milde verlor » (II, 357). Besonders wertvoll sind die zahlreichen, knapp zusammenfassenden Übersichten über wichtige Streitfragen der Zeit (Bücher-Index, Laienkelch, etc.) die vielen trafen Milieuschilderungen (Köln, Wien, Augsburg, Prag usw.) und gewisse wohlgelungene Charakterisierungen bedeutender Persönlichkeiten (der Kölner Erzbischof Hermann von Wied, Kardinal Truchseß von Augsburg, Maximilian II. von Österreich, Herzog Albert von Bayern u. a. m.). Wichtige Ausschnitte, ja ganze Stücke des reichen, meist lateinischen, ita-

lienischen oder spanischen Quellenmaterials werden zum ersten Mal in deutscher Übersetzung geboten (bei eingehender Auswertung der Texte empfiehlt sich jedoch eine genaue Nachprüfung des Originals). Ein vorbildliches, mehr als 50 Seiten umfassendes Personen- Orts- und Sachregister gestaltet das Werk zu einer ergiebigen Fundgrube für die Geschichte der katholischen Restauration in Deutschland und des Jesuitenordens.

Bei dieser Fülle des Stoffes und der außerordentlichen Vielfalt und Kompliziertheit der zu behandelnden Probleme war es fast nicht zu vermeiden, daß sich auf den mehr als 1000 Seiten auch gelegentliche Schwächen finden. Leider läßt der Autor verschiedentlich den nüchtern-sachlichen Ton des Historikers vermissen und gleitet ab in eine romanhafte Rhetorik. Nur ein Beispiel hierfür: « Es befremdet, daß der Protestantismus, der etwas Neues, Vorwärtsblickendes war, in den schönen alten Giebelhäusern (von Ingolstadt) auch nur zeitweilig Fuß fassen konnte, an denen selbst die Steine treues Festhalten an der Vergangenheit künden. Irgendwie passen Giebel nicht zum Protestantismus » (I, 263 f.). — Mit Recht bemerkt B., daß « Verallgemeinerungen in Bezug auf ganze Völker albern seien » (I, 458, Anm. 54), und doch werden die Bayern als träg und leichtlebig zugleich bezeichnet (I, 195), und von den Holländern wird behauptet, sie seien sich in jener Zeit « mit Ausnahme solch glänzender Sonderlinge wie Erasmus, der auch anderswo hätte geboren sein können », alle sehr ähnlich gewesen (I, 18). Karl V. soll, « obwohl in den Niederlanden geboren und erzogen », « niemals etwas anderes als ein Spanier gewesen sein » (I, 242 f.). Das heißt das Wesen Karl V. mißkennen, der sich in Wirklichkeit weder als Spanier, noch als Niederländer, noch als Deutscher fühlte, sondern, wie aus seiner ganzen Politik hervorgeht, als der letzte große abendländische Universalkaiser. Auch der « Mystiker auf dem Kaiserthron » (I, 309) kann er kaum genannt werden. Dies trifft eher auf seinen Sohn, den Spanier Philipp II. zu. Unzutreffend ist es sodann auch, wenn in fast etwas simpel anmutender Vereinfachung, die selbst die komplexesten historischen Entwicklungen auf einen einfachen Nenner zu bringen versucht, der Freiheitskampf der Niederlande gegen die spanische Herrschaft kurzerhand dem « Druck der Kalviner » zugeschrieben wird (II, 575).

Dem unbestreitbar christlichen Anliegen, das auch der protestantischen Reformation zugrunde lag, ist der Verfasser nicht immer gerecht geworden, so etwa, wenn er den Reformatoren Aufrichtigkeit einfach abspricht und ihre Frömmigkeit als « Frömmerei » abtut (I, 67, 74). Mehr als fragwürdig ist auch die Ansicht: « Es ist eine ausgemachte Sache, daß sich die Kirche von innen heraus früher und erfolgreicher hätte reformieren können, wenn Luthers Aufruhr nicht dazwischen gekommen wäre und die ganze Sache so verwickelt hätte » (I, 24, Anm. 19). Beweisen die verschiedenen mißlungenen Reformversuche und die gewaltigen innern Widerstände, denen selbst noch das Konzil von Trient gegenüberstand, nicht gerade das Gegenteil? Es fällt unangenehm auf, daß B. die neuen reformationsgeschichtlichen Erkenntnisse, die sich aus den Studien von Lortz ergeben, nicht zunutze gezogen hat. — Auch der strengen katho-

lischen Reformrichtung um Kaiser Ferdinand I. ist damit nicht Recht getan, daß deren Vertreter einfach als « unerfahrene Stümper » abgetan werden, die « nicht über ihre Nase hinauszusehen vermochten » (II, 198). Ebenso vermag man B. Rechtfertigungsversuchen in Bezug auf die Gewaltanwendung gegenüber konfessionellen Gegnern nicht ganz zu folgen, wenn er etwa meint: « Wie die Dinge standen, lag in diesem Vorgehen nichts Unmenschliches oder Ungerechtes. Es hieß nur den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragen und bedeutete nichts weiter, als eine verspätete Nachahmung dessen, was die Protestanten all die Zeit hindurch getan hatten » (II, 268). Als ob eine Gewalttat durch eine andere gerechtfertigt werden könnte! Daran ändert auch nichts, daß Canisius gelegentlich diese Politik der Unterdrückung befürwortet hat. Es ist lediglich ein Zeugnis dafür, daß auch Heilige Kinder ihres Jahrhunderts sind und sein müssen und an dessen Schwächen Anteil haben können. Canisius' Werk war eben « ein Meisterwerk in seiner Zeit und nicht für alle Zeiten », aber deswegen bleibt es nicht weniger wahr, daß seine echt christliche Ritterlichkeit hoch über seinen Zeitgenossen steht, von denen, was « die Mäßigung der Sprache und die wohlwollende Beurteilung Andersdenkender » betrifft, nur wenige mit ihm verglichen werden können (II, 598).

Unschicklich scheint mir sodann der Ton, wenn von der « bonzenhaften Äußerung Rankes » in Bezug auf die « Magdeburger Zenturien » die Rede ist (II, 378). Sicherlich hat sich der große Meister der Geschichtsschreibung im Urteil geirrt, wenn er das berühmte protestantische Kirchengeschichtswerk als « die erste ernstliche Bemühung » preist, « die große kirchliche Fiktion, die sich im Laufe der Zeiten ausgebildet hatte, zu durchbrechen », und ihr das Verdienst zuschreibt, « der allgemeinen historischen Wissenschaft einen großen Dienst geleistet zu haben ». Deswegen braucht aber Ranke noch kein Bonz zu sein, und B. wird den « Magdeburger Zenturien » ebenso wenig gerecht, wenn er sie als puren Unsinn abzutun bestrebt ist (der Autor braucht das Wort « Unsinn » überhaupt etwas viel) und ihnen an « modernen Maßstäben gemessen » jeden Wert abspricht. Darf denn ein Geschichtswerk des 16. Jahrhunderts mit modernen Maßstäben gemessen werden? Und hätte Canisius so viel kostbare Zeit und saure Mühe auf dessen Widerlegung verwenden müssen, wenn es wirklich nur ein purer Unsinn gewesen wäre? Ist doch der Heilige selbst in seinem Urteil vorsichtiger gewesen, wenn er schreibt: « Ich glaube keine Mühe ist zu groß, wenn man in gegenwärtiger Zeit über einen solchen Gegenstand und gegen solche Gegner schreibt » (II, 412).

Am schwächsten ist das letzte Kapitel ausgefallen, in welchem Canisius' Wirksamkeit in der Schweiz behandelt ist. B. findet sich in der Schweizergeschichte des 16. Jahrhunderts nicht besonders zurecht, und vermag von den geistigen und religiösen Verhältnissen in Freiburg nur ein lückenhaftes und in wesentlichen Punkten irriges Bild zu zeichnen. Als Pater Canisius 1580 in Freiburg eintraf, war daselbst die Glaubenskrise schon seit mehr als 50 Jahren zu Gunsten des alten Glaubens entschieden, und zwar war dieser für die Geschichte des schweizerischen Katholizismus so bedeutungsvoller Sieg in erster Linie das Werk des städtischen Rates.

Canisius kann daher nicht schlechthin als der freiburgische Glaubensretter angesprochen werden. Seine Bedeutung liegt nicht in der Abwehr der neuen Lehre, sondern in der inneren Erneuerung des katholischen Lebens bei Klerus und Volk im Geiste der Tridentiner Reform. B. hat hier einfach eine den Tatsachen widersprechende, volkstümliche Überlieferung übernommen. Trotzdem Freiburg rings vom protestantischen Bern eingeschlossen war (einen Kanton Waadt gab es damals noch nicht!), drohte ihm Ende des 16. Jahrhunderts keineswegs die Gefahr « mit Gewalt genommen zu werden » (II, 507). Zudem war Bern nicht kalvinistisch (II, 534), und ebenso wenig kann die Tagsatzung als « schweizerische Nationalversammlung » bezeichnet werden (II, 509). Auch nennt er Freiburg zu Unrecht die katholische Hauptstadt der Schweiz (II, 522), da diese Rolle bis Ende des 18. Jahrhunderts dem innerschweizerischen Luzern zufiel.

Diese paar kritischen Bemerkungen sollen B. große Leistung nicht herabmindern. Es sind lauter Mängel, die den Gesamteindruck wohl etwas stören, aber wie die zahlreichen Druckfehler, des zweiten Bandes vor allem, in einer Neuauflage leicht richtiggestellt werden können. *Hans Wicki.*

Fritz Büsser : Calvins Urteil über sich selbst. Quellen und Abhandlungen zur Geschichte des schweizerischen Protestantismus. — Bd. 7, 162 S. Zwingli-Verlag, Zürich 1950.

Der Versuch, ein Charakterbild Calvins auf Grund einer möglichst vollständigen Zusammenstellung seiner Selbstzeugnisse zu entwerfen, ist hier zum ersten Mal unternommen worden; darin liegt das besondere Interesse der zu besprechenden Abhandlung. Über die These von Calvins Schweigsamkeit über sich selbst herrschte bisher sozusagen Einstimmigkeit unter den Fachleuten; Büsser hat in gründlicher Quellenkenntnis gezeigt, « daß Calvin bei allem Widerwillen, über sich selbst zu sprechen, doch genug über sich selbst ausgesagt hat, daß daraus das Bild eines Menschen und eines großen Mannes gezeichnet werden kann » (20). Aus der logischklaren Gliederung des Stoffes, welcher die Hauptpunkte von Calvins Ethik zugrunde gelegt sind, ergibt sich ein Bild des Reformators, das die landläufige Ansicht seiner unmenschlichen Härte etwas mildert.

Der Versuch, gestützt auf die Selbstzeugnisse ein menschlich sympathischeres Calvinbild zu zeichnen, war in der Tat eine verlockende, wenn auch nicht leichte und ungefährliche Aufgabe. Das Vorurteil, Calvin habe nie oder doch nur höchst selten von sich gesprochen, mag neben der allgemeinen Problematik, das Charakterbild eines Menschen auf Grund seiner eigenen Aussagen darzustellen, mit eine Ursache gewesen sein, warum dieses Unternehmen erst so spät verwirklicht wurde. Auch Büsser ist natürlich diese Problematik der Selbstbeurteilung nicht entgangen, wie die Einleitung beweist. Auch er gibt sich Rechenschaft, daß « der Wert aller Selbsterkenntnis schwankt » (8), glaubt aber den Reformatoren in dieser Beziehung mehr Vertrauen schenken zu dürfen, denn « Selbsterkenntnis, meint er, war ihnen viel mehr als den mittelalterlichen Katholiken eine der Grundlagen der Rechtfertigung und damit des Heils. Es genügte ihnen

nicht, sich als Menschen nur vor Gott zu verdammen. Auch im Leben, im Verkehr mit der Umwelt war den Reformatoren selbstlose Ehrlichkeit und Unabhängigkeit im Urteil über sich selbst Gebot. Deshalb kann am großen Ernst ihrer Selbstzeugnisse nicht gezweifelt werden, am wenigsten bei Calvin » (9). Den Beweis dieser These vermag Büber allerdings nicht zu erbringen. Er sieht sich vielmehr im Laufe seiner Darstellung mehrmals zum Zugeständnis gezwungen, daß auch bei Calvins Selbstbeurteilung manches subjektiv ist und die Probe der Wirklichkeit nicht zu bestehen vermag.

So halten etwa Calvins Selbstaussagen über sein Verhältnis zur Politik (49-53) vor der rauen Wirklichkeit der Genfer Theokratie kaum stand. Seine staatsbürgerliche Tätigkeit erschöpfte sich wahrlich nicht im Schlichten von Händeln und Ausarbeiten von Gesetzen. Wenn Calvin z. B. nie einen Menschen « umgebracht » hat (53), dann muß ohne weiteres auch der Inquisition das gleiche Zugeständnis gemacht werden, dann sind auch ihre Opfer ebenso wie Servet und viele andere einzig « nach staatlichem Recht hingerichtet worden » (54, Anm. 80). Calvins « Maßlosigkeit », die der Reformator selbst ehrlich zugesteht, läßt sich kaum immer als « heiligen Zorn » ins Gegenteil interpretieren (54 f.). Was hier zum Problem der Gewaltanwendung im Dienste des Glaubens gesagt wird, nähert sich in bedenklicher Weise jenem berüchtigten Worte vom Zweck, der die Mittel heiligt. Die gleiche Unsicherheit der Interpretation widersprechender Zeugnisse geht auch aus dem Abschnitt über die Nächstenliebe hervor. Wie konnte sich Calvin in seiner « Härte, Unmenschlichkeit und Strenge » nur als « Vollstrecker von Gottes Willen » fühlen (69), da er anderseits die Forderung vertrat « und trachtet man nicht darnach, den Nächsten nach allen Kräften und bei jeder Gelegenheit zu schützen, so ist bereits diese Härte eine Übertretung des Gebotes » (53). Auch was zur umstrittenen Frage von Calvins Brudersinn gesagt wird, besitzt so wenig Überzeugungskraft, daß der Verfasser selber zugeben muß: « Alle diese Aussagen wirken aber leider sehr gekünstelt. Es ist geradezu bemühend, wie Calvin versucht, sie glaubhaft zu machen. Durch ... die Anrufung Christi als des Zeugen läßt sich der Widerspruch zu den Tatsachen nicht einfach aus der Welt schaffen. Es brauchte schon richtige Beweise! » (73). Ebenso muß am Schluß des Abschnittes über Calvins Führerbewußtsein, in welchem der Vorwurf der Tyrannei in Glaubenssachen vom Genfer Reformator abzuwenden versucht wird, zugestanden werden, daß jene nicht ganz Unrecht haben, welche « entgegen den Aussagen Calvins » behaupten, daß « in der Art seiner Kirche, in Kirchenzucht und Kirchenbegriff etwas Tyrannisches gesteckt hat » (107).

So bieten Calvins Urteile über sich selbst zweifellos wichtige Bausteine zu einer gerechten Würdigung der Persönlichkeit des Reformators, und kein Calvinforscher wird achtlos an Bübers Studie vorübergehen können. Doch sind manche der Selbstzeugnisse, wie mir scheint, mit kritischerer Vorsicht zu interpretieren, und vor allem dürfen sie nicht aus dem Zusammenhang der übrigen Quellen herausgerissen und losgelöst von der Gesamtproblematik des Reformationszeitalters bewertet werden. Der unkritische Leser gewinnt aus Bübers Abhandlung ein einseitiges Bild von Calvins Persönlichkeit und Werk.

Hans Wicki.

André Cattin : La chasse dans l'Ancien Evêché de Bâle. — La Neuveville, éd. du Griffon, 1951, 166 pages. Prix : Fr. 9.80 ; éd. de luxe : Fr. 27.—.

L'intérêt d'une monographie comme celle-ci n'est pas seulement de fournir quantité de renseignements sur les choses de vénerie, sur les coutumes en général. Dans l'Ancien Régime, les questions de chasse revêtaient une importance particulière ; leur étude est précieuse pour mieux connaître la qualité des rapports existant entre princes et sujets. Lorsqu'il s'agit, comme ici, d'un Etat ecclésiastique, l'intérêt à ce point de vue est double.

L'ouvrage se présente en deux parties. La première est une longue introduction historique sur la chasse, depuis les origines de la principauté, au X^e siècle, jusqu'à la Révolution. Après quelques considérations sur les régalias — attributs de la souveraineté, mais qui ne la constituent pas —, ces droits, notamment le droit de chasse, son acquisition, son développement, les modalités de son exercice, font l'objet de plusieurs chapitres. Inclus d'abord dans les donations territoriales des débuts de la principauté, ce droit sera précisé ensuite avec les autres, dans les diplômes royaux ou impériaux d'investiture accordés aux évêques de Bâle.

Ces chapitres sont surtout l'histoire des conflits entre les souverains d'une part, et d'autre part les communautés religieuses ou bourgeoises, au sujet de ce droit. Car au moyen âge et jusqu'à la Révolution, surtout au XVIII^e siècle, peu de points de friction entre princes et sujets seront plus irritants que celui de la chasse. L'une et l'autre parties sont inlassables à défendre, qui un apanage premier de sa souveraineté, qui ses privilèges réels ou prétendus. Le caractère immémorial de ces droits et privilèges, leur délimitation souvent vague, l'absence de législation uniforme ne pouvaient que favoriser les malentendus.

De cette première partie, il ressort que ce droit régalien de la chasse était éparpillé quant à son usage. Si le prince intervient souvent, c'est moins pour se réserver l'exercice de ce droit, que pour rappeler à ceux qui le détiennent en privilège, par morceaux, qu'il reste une régalie. On est même frappé de l'étendue de ces privilèges, des concessions faites aux sujets et aux communautés. Le chapitre V, le plus intéressant parce que le plus précis de cette première partie, sur la chasse à travers les rôles des bailliages, est suggestif à ce point de vue. En général, le prince se réservait la chasse du gros gibier, des cervidés ; le plus souvent, la chasse du petit gibier et d'une partie du gibier à plume était libre, sous réserve du droit ou priorité de rachat par le prince. Il en était de même des carnassiers ou du sanglier, quitte pour le chasseur à présenter au château la pièce noble.

La seconde partie est une étude juridique claire, détaillée, documentée, de la législation en matière de chasse à la fin du XVII^e siècle et au XVIII^e. En fait, il s'agit principalement du délit de chasse : le fait, la procédure, les sanctions, les instances administratives et judiciaires. Ici apparaît le rôle important de la question de la chasse dans le grave conflit qui opposa le prince-évêque à ses sujets en cette fin d'Ancien Régime. Apparaissent également, pièce par pièce, les éléments de la législation con-

temporaire sur le chapitre : maintien de la régle, concessions diverses, patentes, etc.

La monographie présente comble une lacune dans l'histoire de l'Ancien Evêché. L'idée de broser, dans une première partie, un tableau historique de la chasse dans la principauté était bonne en soi. Il y a là une foule de renseignements intéressants ; mais on a un peu l'impression que l'auteur étend sur six siècles des jugements sur les princes-évêques qui valent pour le XVIII^e seulement. L'auteur est juriste ; il se fait un peu l'avocat d'une cause, celle des sujets et de leurs privilèges contre les souverains dont les interventions sembleraient autant d'empiétements et d'abus de droit. Les princes du XVIII^e siècle ont publié de sévères ordonnances sur la chasse, il est vrai. Le motif n'en était pas que leur intérêt ou celui d'une caste. L'« avidité princière » n'explique pas tout. Ces ordonnances rentraient dans un ensemble de mesures en vue d'une réorganisation administrative fort nécessaire. Elles ont été prises à l'exemple de plusieurs cantons suisses ; elles liaient les nobles comme les sujets. Les interdictions générales de chasse n'étaient que temporaires ; elles laissaient subsister les coutumes. Ces ordonnances visaient à la protection du gibier, à la défense de tous détenteurs du droit de chasse. Des mesures étaient prises pour parer aux dégâts du gibier et des chasseurs, mesures mal appliquées souvent, contre la volonté du prince. Il faut accorder au moins autant de crédit aux documents officiels de la chancellerie épiscopale qu'à des anecdotes ou aux doléances des sujets. Il ne faut surtout pas juger les princes-évêques, de longs siècles éloignés, à la lumière de documents du XVIII^e siècle, erreur si fréquente dans les ouvrages d'histoire sur l'Ancien Evêché de Bâle. Beaucoup de ces princes n'ont eu ni les loisirs ni surtout les moyens de pratiquer la chasse, tant ils étaient pauvres. C'est le cas du plus grand d'entre eux à ses débuts, Jacques-Christophe Blarer de Wartensee, et de ses trois prédécesseurs. Or cela fait un siècle...

Insister, en outre, sur les tendances centralisatrices des princes-évêques des XV^e et XVI^e siècles ou sur le caractère absolu de leur gouvernement est contre-indiqué. La principauté a subi, à cette époque même, ses plus fortes pertes territoriales, et jamais, peut-être, leur autorité sur les sujets ne fut plus relâchée. Dans la mesure où l'indépendance pratique des princes vis-à-vis de l'empire grandissait, les cantons confédérés voisins prenaient peu à peu en tutelle la plus grande partie des sujets de l'Evêché, surtout depuis les guerres de Souabe et la Réforme.

Pour un livre français, destiné à un cercle étendu de lecteurs, c'est la traduction française qui eût dû figurer dans le texte et non de longs documents en latin ou en vieil allemand, (p. 23, 30-32), quitte à donner le texte original en note. Quant à la bibliographie et aux références, quand il s'agit des princes-évêques de Bâle, il faut utiliser avec précaution et critique les ouvrages de l'historien à œillères qu'était Quiquerez.

Au demeurant, « La chasse dans l'Ancien Evêché de Bâle » est un livre bien écrit, bien composé. La préface alerte d'E. Péquignot et les illustrations originales hors-texte de Gohuf ajoutent à l'attrait du livre. Les bibliophiles, au surplus, trouveront dans l'édition de luxe de quoi satisfaire leurs goûts les plus sévères.

A. Chèvre.

Philippe Delhay : **Le Microcosmus de Godefroy de Saint-Victor. Étude théologique** (Mémoires et travaux publiés par les professeurs des Facultés catholiques de Lille, fasc. LVII). — Lille, Facultés catholiques — Gembloux, Ed. J. Duculot, 1951. In-8°, 324 pages.

Godefroy de Saint-Victor : Microcosmus, éd. par Ph. Delhay (Mémoires et travaux publiés par les professeurs des Facultés catholiques de Lille, fasc. LVI). — Lille, Facultés catholiques — Gembloux, Ed. J. Duculot, 1951. In-8°, 296 pages.

L'œuvre d'un écrivain de second plan n'est pas moins significative pour l'histoire, parfois, que celle d'un chef de file. Précisément parce qu'il n'est pas un initiateur, ne se fait-il pas davantage l'écho des idées et des mentalités courantes ? C'est pourquoi le professeur Philippe Delhay n'a pas hésité à consacrer à Godefroy de Saint-Victor une étude théologique et une édition de texte d'une certaine étendue. Godefroy appartient à la troisième génération de Saint-Victor. Né vers 1125-1130, entré vers 1155-1160 à l'abbaye, après de sérieuses études ès arts et de plus brèves en théologie et peut-être même en droit, à Bologne, il vivait encore dans les dernières années du XII^e siècle. En ce temps, plusieurs des idées fécondes léguées par Hugues à ses disciples, évoluant indépendamment les unes des autres, avaient commencé à s'opposer avec quelque violence. André de Saint-Victor, défenseur du sens historique, se heurtait à Richard, tout entier à l'allégorie. C'est à cette dernière tendance qu'appartient Godefroy. Son *Microcosmus*, qu'étudie et publie Delhay, est en somme une longue exégèse allégorique du texte de l'*Hexameron*. On découvre dans l'histoire de la création du monde un « sacrement » de la création et de la sanctification de l'homme : car un étroit rapport existe entre l'homme et le monde, entre le microcosme et le macrocosme. En exposant ces idées, dans ce cadre, Godefroy ne fait que mettre en œuvre des traditions courantes, héritées de l'antiquité païenne et chrétienne comme du haut moyen âge. Il mêle cependant à ces idées reçues une note très personnelle. S'opposant au pessimisme environnant, il a sur les rapports de la nature et de la grâce les vues d'un humaniste chrétien. Il met dans sa louange de la nature humaine une chaleur très grande, qui ne fut peut-être pas sans liaison avec les ennuis qu'il éprouva dans sa communauté vers la fin de sa vie.

Ces deux livres ne valent pas seulement par le texte qu'ils publient et par les nombreuses précisions ou rectifications qu'ils versent au dossier d'un écrivain jusque là si peu connu que les encyclopédies ne mentionnent même pas son nom. Ils valent plus encore parce qu'ils s'efforcent de ressusciter, en même temps qu'une œuvre, un homme et un milieu. C'est une joie de lire, enfin, au lieu d'une page sèche et peu nourrissante d'histoire des doctrines, le portrait d'un religieux bien vivant. Le sujet s'y prêtait sans doute. Godefroy ne ménage pas les détails autobiographiques au courant de ses œuvres. Quelques quatrains de son *Fons philosophiae*, que Delhay publie en note (en attendant l'édition d'ensemble que prépare M. Michaud-Quentin), en disent plus à eux seuls que toutes les constructions vides et fausses des historiographes modernes. On nous reproduit même

deux miniatures contemporaines représentant (!) Godefroy assis, puis prêchant dans son costume de chanoine, la plus ancienne des représentations connues du costume de Saint-Victor. Il fallait toutefois une érudition attentive pour rassembler sur la règle de Saint-Victor, son noviciat, son histoire, la doctrine des sens scripturaires, les incidences théologiques de la théorie antique des antipodes, etc... tous les détails qui remplissent les cent dernières pages et les quatre tables à la fin du volume. Ces précisions bien venues permettent de pénétrer dans le texte du *Microcosme* d'une manière si savoureuse qu'on en oublie presque de s'irriter de la malencontreuse méthode allégorique. Et pourtant il est bien évident que Godefroy ne doit rien à ce procédé de ce qui fait la valeur de ses analyses spirituelles et psychologiques. Ce qui nous intéresse lui vient de la tradition spirituelle et intellectuelle de Saint-Victor, de sa propre expérience intérieure et, tout autant quoique indirectement, du grand travail théologique de son siècle et même de ses disputes, dont l'intelligente méthode commençait alors à se préciser et que M. Delhayé paraît déprécier — on ne sait trop pourquoi — plus que Godefroy lui-même. *M. H. Vicaire, O. P.*

Eduard Hosp, C. SS. R. : Der heilige Klemens Maria Hofbauer (1751-1820). — Wien 1951. Seelsorger-Verlag im Verlag Herder. 272 SS. Leinen ; Fr. 11.20.

S'appuyant sur une abondante bibliographie¹ et spécialement sur les 13 volumes des *Monumenta Hofbaueriana* (1915-1939), utilisés ici pour la première fois, le P. Hosp, rédemptoriste, a voulu, à l'occasion du 2^e centenaire de la naissance de saint Clément, offrir au grand public une biographie de l'apôtre et du patron de Vienne.

Il présente celui qui, d'abord, fut successivement apprenti boulanger dans un couvent de prémontrés, étudiant, puis ermite à Tivoli ; rentré d'Italie, il reprend, cette fois-ci à Vienne, son ancien métier, puis il se remet aux études, abordant la philosophie et la théologie ; mais peu satisfait, à juste titre, d'un enseignement sur lequel le P. Hosp donne de significatives précisions, il repart pour Rome et ne tarde pas à y entrer, comme novice, chez les Rédemptoristes. L'auteur le suit ensuite longuement dans les deux grands centres où s'est exercé principalement son apostolat : à Varsovie (1787-1808), à l'église de St-Benno, puis à Vienne (1808-1820), comme aumônier du couvent des ursulines.

Le P. Hosp souligne, au sujet de l'activité de son héros dans la capitale autrichienne, le rapprochement qui, assez naturellement, s'impose entre son époque et la nôtre. Alors, comme aujourd'hui, des diplomates se réunissaient ; il s'agissait de refaire, au Congrès de Vienne, la carte de l'Europe, après la Révolution et les conquêtes de Napoléon. Comme de nos jours d'autre part, le catholicisme voyait revenir à lui, dans la personne des Romantiques allemands — notamment dans celle de Friedrich Schlegel —, des hommes de lettres dont l'exemple et l'influence devaient être consi-

¹ Presque exclusivement de langue allemande. L'auteur ne cite pas l'ouvrage polonais du P. Lubienski sur l'Apôtre de Varsovie, ni la Vie de saint Clément Hofbauer du P. Lasilier, récit alerte et vivant, mais parfois un peu sujet à caution.

dérables. L'auteur insiste sur le rôle joué auprès d'eux par le P. Hofbauer qui, sans être lui-même le moins du monde un intellectuel, fut le guide spirituel de ces néo-catholiques, qui eut la joie d'assister à la conversion de plusieurs d'entre eux et de constater le renouveau de vie religieuse qui en fut, en Autriche, la conséquence.

Il avait eu, d'autre part, des rapports, empreints tout d'abord de bienveillance réciproque, avec Wessenberg et avec Sailer. Plus tard ces relations cessèrent, saint Clément, demeuré essentiellement romain dans son catholicisme, faisant fi des restrictions apportées à l'exercice de la pratique religieuse par les cercles imbus de josphisme et de philosophisme qui dominaient alors en Autriche. Malgré l'empereur, favorable en soi à l'apôtre qu'était Clément Hofbauer, mais trop peu indépendant pour s'opposer efficacement aux tendances qui régnaient dans les hautes sphères, le conflit, latent tout d'abord, s'accrut toujours davantage entre celles-ci et notre saint. Déjà à Varsovie, les agents de Napoléon, croyant reconnaître en lui un partisan des Bourbons, l'avaient fait incarcérer. A Vienne, ses intentions furent contrariées, son apostolat paralysé ; il était, à la fin de sa vie, sur le point de se voir expulser.

Il mourut alors que la congrégation des Rédemptoristes allait être, par l'empereur Franz, officiellement reconnue en Autriche, et l'auteur souligne l'importance de cette décision pour le rayonnement des fils de saint Alphonse, étant donné la place occupée par Vienne entre le monde slave et les pays occidentaux. Saint Clément, s'il n'eut pas la suprême consolation d'apprendre cette décision, en eut d'autres, notamment celle de voir ses religieux, après des essais infructueux à Wollerau, à Coire puis en Valais, s'établir à La Valsainte, sous la direction du P. Passerat, qui avait déjà rempli ailleurs des fonctions analogues. Ces fondations n'ont pas duré, mais elles en ont préparé d'autres, celles-là plus solides.

Le P. Hofbauer fut en relations suivies avec diverses personnalités du dehors, ainsi, pour nous borner à notre pays, avec le P. Joseph-Albert Diesbach, qui s'était rendu à Vienne où il séjourna quelques mois pour préparer la venue de Pie VI et qui exerça une grande influence sur notre futur saint, alors séminariste.

Clément-Marie Hofbauer était un tempérament ardent et volontaire. Il a été, déjà à Varsovie, combattu parfois par des ecclésiastiques dont il n'avait pas suffisamment ménagé la susceptibilité. Il a rencontré de l'opposition même dans sa congrégation. Tout n'est pas encore éclairci, surtout pour la première période de sa vie. Faute de documents, plusieurs choses nous échappent des trois voyages qu'il fit alors successivement à Rome, comme nous ignorons les mobiles qui l'ont poussé à embrasser, pour peu de temps il est vrai, la vie érémitique.

Le P. Hosp a eu le mérite de mettre au point ce qui est acquis, de l'exposer dans un récit sobre, clair et pondéré et de nous donner de saint Clément un portrait qui met bien en évidence son zèle infatigable de confesseur et de prédicateur, et de souligner ses vues, qui étaient celles d'un homme en avance sur son temps, celles d'un vrai précurseur.

L. Wæber.

Lexicon Capuccinum. Promptuarium historico-bibliographicum ordinis Fratrum Minorum Capuccinorum (1525-1950). — XLVIII pages et 1868 colonnes. Roma 1951. Biblioteca Collegio Lorenzo, Via Sicilia 159. Relié toile, port compris : 4900 liras.

C'est, ainsi que le titre l'indique, un dictionnaire, rédigé en latin. Il renferme tout d'abord les noms de tous les capucins de quelque notoriété (les vivants exceptés, à moins qu'il s'agisse d'évêques, de préfets apostoliques ou de religieux revêtus de quelque haute fonction, tels que les ministres ou procureurs généraux). Ils figurent sous leur nom de religion (indiqué en latin) suivi de celui de leur lieu de naissance (donné en langue vulgaire). Ainsi : « Theodosius a Münster ». On a toutefois, assez souvent, du moins pour l'époque moderne, pris la précaution d'y ajouter le nom de famille — dans le cas particulier : *Florentini* — et de faire figurer ce dernier également à sa place alphabétique. C'est ainsi, pour citer deux historiens bien connus des lecteurs de notre revue, qu'on lit, à la lettre J : « Jann A., vide *Adelhelmus a Stans* », et sous K : « Künzle Magnus, v. *Magnus a Gaiserwald*. » On ne l'a cependant pas fait toujours ; le lecteur qui ignore le nom qu'avait en religion le P. Dellion ou le P. Tanner, ne réussira pas à les trouver. Ils figurent cependant tous deux dans le dictionnaire : le premier comme « Apollinaris a La Joux », le second comme « Philippus ab Appenzell ». On a fait l'inverse pour les évêques : c'est sous leur nom de famille (*cognomen*) qu'est placée la notice qui leur est consacrée, à laquelle renvoie leur nom religieux. Ainsi, sous H : « Hilarinus a Luzern » invite le lecteur à se reporter à « *Felder H.*, episc. », et c'est sous ce nom-là, à la lettre F, que l'on trouve énumérées les principales publications du prélat récemment décédé. Il devait y avoir des raisons de procéder de la sorte pour les évêques. Il y en avait également de ne pas le faire pour de simples religieux. Prenons, par exemple, les deux Pères d'Alençon, décédés il y a environ un quart de siècle. Les faire figurer sous leur nom de famille eût été tout à fait superflu — du moins pour nous, Suisses ; il en serait peut-être autrement en France — ; mais il aurait fallu, au mot Alençon, soit celui de leur ville natale, sous lequel ils sont ordinairement dénommés, faire un renvoi à la colonne consacrée respectivement à chacun d'eux, sous leur nom de religion, que le lecteur peut avoir oublié : à la lettre E pour « *Eduardus ab Alençon* », à la lettre U pour « *Ubaldu ab Alençon* ».

Bref, des trois solutions possibles : nom de religion, nom de famille, nom du lieu de naissance, on a choisi la première, avec, quelquefois, mais pas régulièrement, mention de la deuxième. Il en résulte tout naturellement que certaines colonnes sont singulièrement chargées ; plus exactement, il a fallu parfois plusieurs pages pour énumérer tous les religieux qu'on tenait à mentionner parmi ceux qui avaient, en religion, porté le même nom. Les *Franciscus* ne sont pas loin de cent ; il y a une cinquantaine de *Josephus*, une quarantaine d'*Antonius*, environ trente *Bernardus*, tout autant de *Bonaventura*, de *Felix*, de *Hieronymus*, etc. Si l'on connaît le lieu de naissance du religieux auquel on s'intéresse, on tombe immédiatement sur lui (ainsi le Poverello d'Assise figure en 11^e rang parmi les

François), mais si on l'ignore, il faut se résoudre à parcourir un certain nombre de pages.

Le dictionnaire ne renferme pas uniquement des noms de capucins. Il a ouvert ses portes également aux Capucines, Tertiaires cloîtrées et Régulières. Une note, assez longue toujours, est consacrée à chacune des provinces de l'Ordre ; on y suit un plan uniforme : quelques mots sur son histoire, la liste des couvents qui s'y rattachent, celle des provinciaux successifs, la liste des religieux de cette province auxquels est consacré un paragraphe dans le présent volume et enfin des indications bibliographiques. D'autres exposés ont trait aux missions, aux Chapitres généraux, aux publications des capucins, aux problèmes auxquels ils se sont particulièrement appliqués, aux institutions dans lesquelles ils ont joué un rôle : concile du Vatican, études des langues, eucharistie, folklore, hagiographie, littérature, médecine, missiologie, peste, pharmacie, prédication, privilèges, etc. On a même indiqué — et ceci était peut-être superflu — les personnages qui se sont spécialement intéressés aux capucins ; c'est ainsi qu'on rencontre, envisagés naturellement exclusivement sous cet aspect, les noms de saint Pierre Canisius, de saint François de Sales, les papes, presque au complet, à partir de Clément VII.

Il y a dans ce dictionnaire une quantité énorme de renseignements de toutes sortes : biographiques, chronologiques, bibliographiques, et malgré le nombre considérable de pages, grâce au papier choisi, le répertoire n'est pas trop volumineux. La disposition est claire, la présentation soignée, la typographie agréable. Une introduction précise le but des auteurs ; diverses tables facilitent les recherches. Ce volume rendra de grands services non seulement à la famille religieuse qui en a eu l'initiative. Il fournit en outre, à sa manière, une éloquente démonstration de tout ce que, au cours des quatre siècles de leur existence, ces fils de saint François ont fourni d'hommes, d'œuvres et de travaux à l'Eglise, ceci indépendamment de la pastoration, obscure mais non moins méritoire, qu'ils remplissent au service des âmes.

L. Wæber.

Ferdinand Maaß : Der Josephinismus. Quellen zu seiner Geschichte in Österreich 1760-1790. I. Bd. *Fontes rerum Austriacarum.* Österr. Geschichtsquellen, 2. Abt. : *Diplomataria et acta* 71. Bd. — Verlag Herold, Wien 1951. 436 S. und 16 Tafeln. Ganzleinen \$ 4.50, brosch. \$ 3.20.

Dieser erste Band einer wichtigen Quellenveröffentlichung trägt den Untertitel : Ursprung und Wesen des Josephinismus 1760-1769. Damit ist nicht nur die zeitliche Begrenzung der hier vorgelegten Aktenstücke bezeichnet, sondern auch angedeutet, daß der Herausgeber in einer umfangreichen Einführung zu bedeutsamen Problemen des Josephinismus Stellung nimmt. Er nennt den ersten Teil (3-105) : Zusammenfassende Darstellung. Der zweite Teil (106-386) bringt 160 Aktenstücke im Wortlaut, die ausnahmslos dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv entstammen. M. fügt 16 Schrifttafeln hinzu und bietet selbstverständlich auch ein Personen und Sachregister.

Von einer besonderen Studie des Verfassers abgesehen, die s. Zt. unter

dem Titel : « Vorbereitung und Anfänge des Josephinismus im amtlichen Schriftwechsel des Staatskanzlers Fürsten v. Kaunitz-Rittberg mit seinem bevollmächtigten Minister beim Governo generale in der österreichischen Lombardei, Karl Grafen von Firmian, 1763-1770 » in den Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs I, 2. H. erschien, stellt die vorliegende Darstellung eigentlich einen Kommentar zu den gebotenen Texten dar, ohne daß M. diese dadurch voll auswerten will. Er hält sich dabei durchaus an das maßgebende Thema : unter welchen Voraussetzungen nämlich der verhältnismäßig rasche Durchbruch der staatskirchlichen Anschauungen in Österreich in den Jahren 1764-1768 erfolgte. In den Mittelpunkt rückt auch hier die Persönlichkeit des österreichischen Staatskanzlers v. Kaunitz, in dessen Denken die aus dem rationalistischen, naturrechtlichen Ideenkreis der Aufklärung übernommenen Anschauungen mehr und mehr Raum gewannen (vgl. V. Kap. : Der Kampf um das Buch Kollars, des Direktors der Hofbibliothek, und die Abschrift des Artikels « Discipline ecclésiastique » aus der franz. Enzyklopädie Nr. 158, 12), bis sie schließlich in den Geheiminstruktionen für die Giunta Economale in der Lombardei (No. 130 und 130 a, dazu 134 u. 134 a, 147) und in den Grundsätzen über die Grenzen der geistlichen und weltlichen Gewalt usw. (No. 157) sowie in der anonymen Schrift v. Ks. : Von der oberherrlichen Gewalt der römisch-kath. Fürsten usw. ihren programmatischen Niederschlag fanden. Zu dieser Schrift bietet M. die bemerkenswerten Materialien der Vorarbeiten (vgl. No. 158-158, 36). Die Themen der Auseinandersetzung sind bekannt : Anwendung der Amortisationsgesetze (gegen die tote Hand), Besteuerung der Kirchengüter, Bücherzensur, Benefizienwesen (Beschränkung bzw. Aufhebung von Benefizien), Überwachung der Klöster (unter Vorgabe der Wiederherstellung der ursprünglichen Ordenszucht), Kontrolle des Kirchenvermögens und der Stiftungen durch den Staat u. a. m. Das Ergebnis der Entwicklung ist schließlich die eigentliche Omnipotenz des Staates gegenüber der Kirche im Bereich aller gemischten Angelegenheiten, ja weit darüber hinaus.

Was hier besonders interessieren mag, ist die Tatsache, daß die österreichische Lombardei gleichsam der Prüfstein für die neue Kirchenpolitik war, obgleich die kirchlichen Verhältnisse, wie M. S. XIX Anm. 16 betont, kaum zu ernsthafter Beanstandung Anlaß gaben. Hier entspannen sich die ersten bedeutsamen Konflikte mit der römischen Kurie, hier setzte die Intervention des Staates zuerst ein und sie nahm sehr bald ernstere Formen an. Aus den engen Beziehungen Mailands zu den bündnerischen Untertanenlanden, die dem Bistum Como unterstanden, erklärt sich der Versuch Graubündens, durch den Abschluß eines Konkordates mit Rom eine Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse und damit weitgehende Zugeständnisse in kirchenpolitischer Hinsicht zu erreichen, in Ausdehnung gleichsam des Mailänder Konkordates, wobei die drei Bünde die Unterstützung der Kaiserin nachsuchten. Dieses geplante Konkordat spielte für die Entwicklung der staatskirchlichen Anschauungen des Staatskanzlers insofern eine eigene Rolle, als es infolge der ablehnenden Haltung des Papstes zur Entfremdung zwischen der römischen Kurie und dem Staatskanzler ganz wesentlich beitrug. Ohne Zweifel erstrebte v. K. anfänglich dieses Kon-

kordat nicht allein aus kirchenpolitischen Überlegungen heraus, sondern auch um den venezianischen Einfluß in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht verdrängen zu können (vgl. No. 7). Das deutet M. knapp an (25). Freilich liegt auch so etwas Bezeichnendes vor: nämlich der Vorrang des politischen Interesses vor der Wahrung der kirchlichen Rücksichten, was umso deutlicher hervorgehoben werden muß, als ein Vergleich mit dem Kapitulat von 1639 den gewaltigen Unterschied in der damaligen und jetzigen kirchenpolitischen Haltung Österreichs erkennen läßt (vgl. Texte No. 71-76, 78). Für die Schweiz von Interesse ist auch der Konflikt, der sich um das Privileg «de non evocando» für die Untertanen in den Vorlanden entwickelte, da der Nuntius in Luzern diese seiner Judikatur zu unterstellen gewillt war. Seinen Ausgang nahm der Konflikt in einem Streitfall zwischen dem Kapitel von Rheinfelden und dem Pfarrer von Arlesheim. Es ist wohl kein Zufall, daß der mailändische Statthalter einmal eigens auf das Beispiel der Luzerner Regierung hinwies, um darzutun, wie sich diese in der Frage der Besteuerung des Kirchengutes volle Selbständigkeit zu wahren verstand.

Gerne würde man noch auf manche Fragen eingehen. Der Raum verbietet es. Sehr fein charakterisiert M. die Haltung der Kaiserin Maria Theresia gegenüber dem Staatskanzler und seiner Politik, die nach seiner Meinung aus ihrer Unfähigkeit zu abstraktem Denken die Folgen der Ideengänge ihres Kanzlers wohl kaum erkannte, aber andererseits aus ihrer seelischen Empfindung heraus vorerst eine schroffe Anwendung der neuen Gesetze doch nicht allseitig zuließ (92, 99).

Die Darstellung zeichnet sich durch ihre straffe Gedankenführung und Klarheit aus. Im ganzen hält sich der Verfasser im Urteil eher zurück und er zieht es vor, etwa die Haltung Papst Klemens XIII. vor allem durch Wiedergabe der entscheidenden aktenmäßigen Texte zu charakterisieren. Über die völlig unhaltbare Doktrin des Staatskanzlers läßt er freilich den Leser nicht im Unklaren (vgl. die Stellungnahme zur Beurteilung des Josephinismus im Vorwort S. XIX f.). Darin erblicken wir den besonderen Wert der Darstellung, auch im Hinblick auf die Würdigung entsprechender schweizerischer Erscheinungen — die Giunta Economale erinnert in jeder Hinsicht lebhaft an ähnliche spätere Institutionen schweizerischer Kantone (etwa an den aargauischen Kirchenrat).

Beiläufig sei angemerkt, daß M. zu Unrecht von einer Abtretung des Veltlins (25, 29) an die Drei Bünde spricht (st. Restitution!). Auch sollte es nicht heißen Tagsatzung (26 f.), sondern Bundestag (entsprechend auch dem Text No. 7), Kapitulat st. Kapitolat (25, 28). Falsch ist es von einem Weg von Chiavenna über Bormio nach Chur als einer wichtigen Handelsstraße zu sprechen (25)! Zwei kleinere stilistische Versehen stehen S. 86 u. 87. — Worauf bezieht sich in No. 71 a (S. 179) das Zitat von «Locche»? Der Name fehlt im Register!

Wir möchten nochmals mit allem Nachdruck auf die ungemein instruktive Veröffentlichung hinweisen und dem Wunsch auf eine rasche Förderung des Werkes Ausdruck geben. Für alle Mühen wird man dem Verfasser gebührenden Dank wissen.

O. Vasella.

Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation. Herausgegeben von **Paul Roth**. VI. Band : 1532 bis Anfang 1534. — Verlag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft, Universitätsbibliothek, Basel 1950. XXI-472 Seiten.

Nun ist diese umfassende Aktensammlung mit dem 6. Band, fünf Jahre nach Erscheinen des 5. Bandes (s. diese Zeitschrift 1946, XL-137), zu einem glücklichen Abschluß gelangt. Basel ist heute, wie kaum eine andere Stadt, im Besitz einer Reihe hervorragender Quellenwerke zur Epoche der Reformation. Erinnern wir uns einzig der Briefe und Akten zum Leben Oekolampads (1927-34), bearbeitet von Ernst Staehelin, der von Alfred Hartmann so mustergültig betreuten Amerbach-Korrespondenz (3 Bde., 1942-1947), des unlängst erschienenen 1. Bandes der Basler Matrikel und endlich des Tagebuches des Joh. Gast von P. Burckhardt (Basler Chroniken, Bd. 8, 1945), so entsteht vor uns ein eindruckliches Bild von der Gelehrtentätigkeit Basels.

Mit berechtigter Genugtuung schaut der Herausgeber der Aktensammlung Paul Roth im Vorwort zum letzten Band auf Entstehung und Entwicklung des Werkes zurück, das in seinem Fortgang gleich andern manche unliebsame Störungen erlebte. Im Rückblick wäre der Benützer freilich geneigt, zu einigen Prinzipien der Stoffauswahl kritisch Stellung zu nehmen. Angesichts der gewaltigen Stoffmasse, die schließlich hier zusammengetragen wurde (die Akten umfassen über 3500 Seiten!), wäre ein Verzicht auf Wiederabdruck anderweitig in extenso veröffentlichter, leicht erreichbarer Aktenstücke vorzuziehen gewesen. In diesem 6. Band bietet ein Beispiel die Übergabeurkunde des Stifts St. Leonhard an die Stadt, welche das Basler Urkundenbuch bereits enthält, zumal sie in die Nachträge eingereiht werden mußte (entgegen der Meinung P. Rs., S. 416, Anm. zu Nr. 405). Dasselbe gilt für manche früher gedruckten Stücke. Wir müssen es auch nach wie vor bedauern, daß kein Materienregister geboten wurde, da das Aufsuchen der Akten auf Grund bloß des Orts- und Personenregisters keineswegs möglich ist oder genügend erleichtert wird, sobald es sich um Sachfragen handelt, die sich bei vergleichenden Studien ja in erster Linie aufdrängen. Ganz besonders wird man dies bedauern, weil das Ortsregister doch nicht sehr differenziert ist. Man sehe bloß etwa im vorliegenden Band unter Bern nach, wo etwa 100 Verweise stehen. Deswegen, so meinen wir, droht Gefahr, daß diese wirklich reichhaltige Aktensammlung nicht so ausgewertet und für die Forschung fruchtbar werden wird, wie sie es verdiente. Soll ein Materienregister nicht doch noch folgen?

Den reichen Gehalt der Aktensammlung belegt auch dieser letzte Band. Die Bedeutung vieler Stücke reicht entschieden über Basel hinaus. Wir möchten nicht so sehr die langwierigen Verhandlungen zwischen der Stadt und dem Hochstift hervorheben, über welche immer noch zahlreiche Akten vorliegen, auch nicht etwa die Korrespondenzen mit Bern und Solothurn anläßlich der Solothurner Unruhen einzeln erwähnen. Weit mehr berühren uns hier jene Stücke, die sich spezifisch auf die Geschichte der protestantischen Kirche in Basel und ihre Institutionen beziehen. Wir verweisen vor-

erst auf den Entwurf und die endgültige Fassung der Ehegerichtsordnung (Nr. 168, bzw. 346), die von allgemeiner Bedeutung ist. Sie zeigt u. a. den Kampf des Rates gegen die heimliche Ehe, auch gegen den Eheabschluß ohne den Konsens der Eltern oder nächster Verwandter (S. 341 f., Art. 13 bis 14). Eine ganze Reihe von Bestimmungen befaßt sich natürlich mit der Ehescheidung (346-48), mit güterrechtlichen Fragen, mit Ehebruch und Kupplerei. In diesem Zusammenhang sei der bemerkenswerte eingehend begründete Beschluß des Rates auf Aufhebung des Frauenhauses genannt (Nr. 170), auch das Tanzverbot des Rates (Nr. 156, 243 mit Verbot des Maskierens bei der Fastnacht). Alle diese Bemühungen um die Hebung der Sittlichkeit werden beleuchtet durch die Protokolle der Synode und durch einzelne Ratserkenntnisse, in denen immer wieder der mangelhafte Besuch der Predigten gerügt wird (Nr. 222, 224, 253, 272). Dem entsprechen die aufschlußreichen Beschwerden der Prädikanten, die in manchem einseitig sein mögen, im ganzen aber einen wirklichen Zustand kennzeichnen (Nr. 273). Die Prädikanten klagen nicht nur über die Verachtung der Predigt, getadelt wird insbesondere das Fernbleiben der älteren Jugend von 14 bis 18 Jahren, sondern sie beschwerten sich ernstlich und eingehend über die Verachtung selbst der Sakramente der Taufe und des Abendmahls und über sonstige Mißbräuche (vgl. dazu das Protokoll der Synode Nr. 101 und die Antwort der Synodalverordneten Nr. 289 und das Mandat betr. den Ehebruch Nr. 309). Mannigfache Gründe schaffen Schwierigkeiten: der Einfluß der Täufer, über welche noch etliche Akten vorliegen, von Altgläubigen besonders in Grenzgebieten, dann auch der natürliche Hang des Menschen zu Festen (vgl. Nr. 298: Mandat betreffend den Brautlauf, d. h. die Hochzeitsfeste, deren Rahmen weitgehend eingeschränkt wird). Auffallend bleibt ferner die geringe Achtung des Volkes vor den Prädikanten, besonders auf dem Lande, wo die Aufsicht weniger streng gehandhabt werden kann (vgl. Nr. 381), was durch zahlreiche Urfehden belegt wird. Endlich muß an die Erschütterung der Glaubensgewißheit im Volke erinnert werden. Sie kommt auch hier in einzelnen Fällen deutlich zum Ausdruck (s. z. B. Nr. 192, den Handel des Dr. A. Sytz, besonders auch die Verhandlungen der Bannherren Nr. 321, 329, 338, 375). Der Einfluß altgläubiger Geistlicher ist selbst in der Stadt noch fühlbar. Man spürt hier die Gefahren einer verkehrsreichen Stadt (s. Nr. 374: Mandat betr. die Meßpfaffen). Ein schönes Beispiel bietet hierfür jener spanische Geistliche Christ. a Turri, der dreimal Urfehde schwört und schließlich hinweggeführt wird (s. Register). Ein Curiosum mag beiläufig genannt werden: Kaplan Hans Triberg ist als Dr. med. und Arzt im Dienst des Nuntius Ennio Filonardi in Luzern (s. Nr. 279).

Wir müssen uns mit diesen leider zu summarischen Hinweisen begnügen, wohl wissend, daß viele andere bedeutsame Aktenstücke eingehendere Würdigung verdient hätten (so ganz besonders das Gutachten von Erasmus über die Messe in lat. und deutscher Fassung in den Nachträgen Nr. 409, oder etwa das Basler Glaubensbekenntnis Nr. 400). Doch möchten wir immerhin noch betonen, daß der Band selbst in vereinzelt anderen Stücken viel Bemerkenswertes bietet, mag man etwa an das Studienwesen denken

(Nr. 258 : Mandat des Rates betr. Stipendien für junge Studenten) oder an die Behandlung des Kirchengutes (s. Nr. 227 : Gesamtübersicht über Einnahmen und Ausgaben sämtlicher Gotteshäuser, Nr. 369). Und auch die Religionspolitik kommt keineswegs zu kurz. Die Bereinigung der Anstände zufolge des zweiten Kappelerkrieges ist noch im Gange und die praktische Anwendung des Landfriedens bringt besonders im Rheintal erhebliche Schwierigkeiten. Endlich ist es überraschend zu sehen, welche Wirkung die Bündnispläne der V Orte mit Papst und Kaiser und italienischen Fürsten von 1533 auf die Stimmung der protestantischen Städte erzielten (s. nebenbei Nr. 15 : Verzeichnis der rückständigen französischen Pensionen dazu Nr. 333).

Möge der Herausgeber, Staatsarchivar Paul Roth, die verdiente Anerkennung für den Reichtum des Gebotenen darin finden, daß weiteste Kreise ihn auch zu nützen bereit sind. Diese umfassende Quellensammlung näher zu kennen, lohnt sich für jeden Freund schweizerischer Reformationsgeschichte.

O. Vasella.

Jacques Figi : Die innere Reorganisation des Großmünsterstiftes in Zürich von 1519 bis 1531. — Diss. phil. Zürich 1951. Affoltern am Albis. 136 Seiten.

F. will nicht etwa eine zusammenfassende Geschichte des Stifts während der Reformationszeit bieten und verzichtet auch von vornherein auf eine Darstellung der vorreformatorischen Verhältnisse. Er beschränkt sich vielmehr auf die Frage der Umwandlung seines Charakters zufolge der Veränderung des Stiftungszweckes (was er als Reorganisation bezeichnet !) und zeigt zugleich, wie sich das Stift gegenüber säkularisierenden Tendenzen zu behaupten verstand. Er behandelt sein Thema in vier, in ihrem Wert recht ungleichen Kapiteln.

Die Umstände der Wahl Zwinglis nach Zürich kennt man zur Hauptsache. Das Problem des Verhältnisses von Reform und Reformation, d. h. wie die bereits vor Zwingli im Stift lebendigen humanistischen Reformbestrebungen allmählich unter Führung Zwinglis zur Begründung einer neuen kirchlichen Ordnung überleiten, scheint uns nicht immer klar und richtig umrissen. Auch da ist übrigens etliches besser bekannt, als der uneingeweihte Leser vermuten dürfte. Im Kampf mit der Opposition im Stift, übrigens auch mit jener im Rat (die leider zu wenig in Rechnung gestellt wird), ließ Zwingli weit mehr berechnende Vorsicht walten, als zumeist angenommen wird (vgl. Zitat S. 24). Der Durchbruch der Richtung Zwinglis im Stift zeichnet sich ab in seiner Wahl zum Chorherrn (29. April 1521), vor allem aber in der Resignation auf die Leutpriesterei und in der Beschränkung auf das Predigtamt (12. Nov. 1522), nach außen in der Loslösung von der bischöflichen Autorität und in der wachsenden Anlehnung an den städtischen Rat. Diese Anlehnung findet für das Stift ihren entscheidenden Ausdruck im sog. « Christlichen Ansehen », einem Vertrag vom 29. Sept. 1523, den F. im zweiten Kapitel erörtert. Den Anlaß bieten die sich mehrenden Zehntenverweigerungen von 1523, die auch die Existenz

des Stiftes bedrohten. Entscheidend für die Fortexistenz der Stiftskörperschaft bleibt aber, wie F. richtig, gleich anderen Autoren, bemerkt, der Plan Zwinglis zur Schaffung einer theologischen Lehranstalt. Indessen ging es nicht ohne Zugeständnisse an die Opposition ab, da grundsätzlich der Besitz der Pfründe allen Chorherren und Kaplänen gewährleistet wurde. Faktisch wurde aber dieses Zugeständnis in der Folge rückgängig gemacht bzw. durch entsprechende Folgerungen aus der neuen Lage verunmöglicht, so daß etliche Stiftsgeistliche Zürich verließen.

Die innere Organisation des Stiftes, wie sie im Christlichen Ansehen grundgelegt wurde, ist Gegenstand des dritten Kapitels, das beste der Arbeit. Als Auswirkung der bisherigen Entwicklung ergeben sich weitgehende Eingriffe des Rates in die Rechte und Verwaltung des Stifts (Ablösung der Gerichtsrechte, Säuberung der Stiftsbibliothek, Übergabe des Stiftungsschatzes, Übernahme des Archivs, dies in den Jahren 1524-1526). Heftige Auseinandersetzungen fehlten dabei nicht und der Hauptopponent, Felix Frei, wurde wegen Unterschlagung von Archivalien sogar vorübergehend verhaftet. Erst 1527 trat eine ruhigere Periode ein. Da wird das Pfrundwesen neu geregelt, werden die Kaplaneien eingezogen u. a. m. Was F. über die Lehranstalt bringt, ist im wesentlichen bekannt. Im letzten Kapitel bietet F. einen leider knappen Überblick über die Entwicklung des Stifts bis nach der Schlacht bei Kappel. Er bespricht die Krise von 1530 im Zusammenhang mit der Opposition im Rate und zeigt die Verdienste H. Utters, Fel. Freis und schließlich Bullingers für die Rettung des Stifts auf.

Die Arbeit verdient Beachtung wegen der Darstellung der verwaltungsgeschichtlichen Entwicklung, wobei die Persönlichkeit Felix Freis besonders eindrücklich gezeichnet wird. Schade, daß F. das Verzeichnis der Chorherren und Kapläne in so summarischer Form gibt (116-118), daß es für die weitere Forschung fast unbrauchbar ist! Auch sonst sind kritische Bemerkungen nötig. Die Druckfehler sind zu zahlreich, sehr störend das Durcheinander in einem Absatz S. 41, ähnlich S. 82, s. ferner S. 61. Wir vermuten, daß es S. 99 Utz Eckstein st. Epfstein heißen sollte (vielleicht verderbte Quelle). Chorberr Nik. Bachofen ist nach F. im WS 1902/3 Student in Basel, nach der Matrikel I, 267 (1951, die F. nicht heranzieht) heißt der Student Bachmann. Liegt eine frühere Fehldeutung vor? In sachlicher Hinsicht zeigt sich F. mit vorreformatorischen, kirchlichen Verhältnissen unvertraut (S. 10, S. 44 wird dem Leser eine ganz unbeholfene Definition der Totenpfründe vorgesetzt). Mit manchen Quellenzitate täuscht F. den Leser oft über das in der Literatur bereits Gebotene hinweg. Trotz A. Farner, halten wir die Deutung auf Toleranz S. 40 für unrichtig, daher auch die Behauptung für falsch von der Toleranz als eines reformatorischen Grundgedankens S. 42. Gewisse Einseitigkeiten in der Wortwahl und in gelegentlichen Urteilen (S. 44, 63 f.) beeinträchtigen die Sachlichkeit der Darstellung. Über Durrers Ausführungen, Die Schweizergarde in Rom (1927), S. 217 f., 317 ff. sieht F. völlig hinweg; zu Laurenz Mär (S. 27) s. diese Zeitschrift 30 (1936) 44 ff.

O. Vasella.

Alexander Pfister : Georg Jenatsch. Sein Leben und seine Zeit. Dritte neubearbeitete und stark erweiterte Auflage. 488 Seiten. — Basel, Verlag Helbing u. Lichtenhahn, 1951. Ganzleinen Fr. 19.75.

Seit der ersten Fassung der vorliegenden Biographie (vgl. die Besprechung der 1. Auflage in dieser Zeitschrift 32 (1938), 313 ff., die zweite erschien bereits 1939) unternahm Alexander Pfister neue, umfassende Archivforschungen, u. a. in Innsbruck, Mailand und Venedig und in zahlreichen Privatarchiven. Den Ertrag dieser Untersuchungen legt er uns in einem um rund 180 Seiten erweiterten Band vor. Es ist nicht ohne weiteres leicht zu sagen, worin die wesentlichsten Unterschiede zur ersten Ausgabe liegen. Unverkennbar aber ist, daß fast jedes der 19 Kapitel ausgeweitet wurde. Das will nicht heißen, daß Pfister seine früher gewonnenen Erkenntnisse irgendwie hätte preisgeben müssen. Im Gegenteil! Die sorgfältige Auswertung seines ungemein reichen Materials ergab die Bestätigung seiner Auffassungen. Das darf umso nachdrücklicher unterstrichen werden, da man einerseits weiß, wie umstritten die Beurteilung mancher Fragen gewesen ist, die sich mit dem wechselvollen Leben des bündnerischen Staatsmannes verknüpfen, andererseits kaum bestreiten kann, daß Pfister die Zeugnisse gewissenhaft und umsichtig überdachte, die für die Erkenntnis der rätselvollen Persönlichkeit entscheidend sind.

Die Akzente sind nun freilich etwas verschoben. Die Kritik an der französischen Politik tritt viel schärfer hervor. Schonungslos wird ihre Eigenmächtigkeit aufgedeckt (245 f., 313 f.), auch die Verachtung gezeigt, die Richelieu den bündnerischen Staatsmännern entgegenbrachte. In solcher Würdigung liegt keine Voreingenommenheit des Verfassers. Vielmehr läßt er es sich z. B. angelegen sein, stets auch die enge Verknüpfung der Politik Frankreichs mit den Schweden hinsichtlich der Pläne im Süden der Alpen dem Leser nahezubringen (228 ff., 248 f.). Überhaupt bemüht sich Pfister, die Zusammenhänge der bündnerischen Innenpolitik mit der europäischen Politik stärker einzubauen. Das konnte er jetzt ohne Zweifel besser erreichen, dank der Konfrontation von Quellen verschiedenster Provenienz. Endlich gewann er auch vermehrte Einsicht in die Stimmung unter den bündnerischen Prädikanten, dank des Briefwechsels des Prädikanten Gaudenz Tack mit Prof. Tronchin in Genf (vgl. 224 ff.).

Der Kritik an der Politik Frankreichs entspricht eine kritischere Würdigung der Persönlichkeit Herzog Rohans. Uns scheint Pfister überzeugend nachgewiesen zu haben, daß das überlieferte Bild vom « guten Herzog » beinahe legendär wirkt und entschiedener Korrekturen bedarf (vgl. S. 308). Ganz von Zweideutigkeit kann der Herzog kaum freigesprochen werden, wenngleich er im Dienste Richelieus nicht immer über die Freiheit persönlicher Entscheidung verfügte (vgl. S. 227, 339 f., 463 Anm. 29). Was in Auswirkung dieser Beurteilung der französischen Politik ferner neu ist, betrifft die wesentlich kritischere Würdigung der französisch gesinnten Geschichtsschreiber Fortunat v. Sprecher und Ulysses von Salis-Marschlins (vgl. 312, 332 f., 367, 473 Anm. 21), die bisher in ihrer Zuverlässigkeit gegenüber Jenatsch ohne Zweifel überschätzt wurden, ganz abgesehen da-

von, daß sie sich als Aristokraten von einer unverhohlenen Abneigung gegen Jenatsch leiten ließen (vgl. 10 ff., ferner zur Kritik Sprechers S. 458 Anm. 34, auch 304), während F. v. Juvalta sich als zuverlässig erweist (s. z. B. 301 f.).

Wenn Pfister den Zusammenhängen der bündnerischen mit der europäischen Politik einen breiteren Raum gewährt, so tritt nun das Ereignis der Konversion von J. stärker in den Hintergrund (vgl. S. 273 ff.). Der Briefwechsel zwischen J. und seinen ehemaligen Amtsbrüdern ist in den Anmerkungsapparat verwiesen (S. 467-473). Trotzdem zweifelt Pf. nicht etwa an der Echtheit der religiösen Gesinnung von J., obgleich er S. 237 meint, J. sei « nicht mehr Vertreter des engen Dogmenglaubens » gewesen. Auch betont er mit gutem Grund, daß die Zuwendung des Politikers zu Österreich-Spanien nicht den entscheidenden Grund für den Übertritt bildet, weil zahlreiche Protestanten dieselbe politische Wendung vollzogen (S. 279). Aber Pf. will die Konversion als persönliche Gewissenssache aufgefaßt wissen. Für die Konzeption der von J. entwickelten Politik spielte sie keine Rolle (vgl. S. 280). Das dürfte durchaus einleuchtend sein.

Als bedeutsame Erweiterung der bisherigen Kenntnisse muß besonders der Abschnitt über die eingehenden Verhandlungen Js. mit dem Innsbrucker Hof gelten. Im Gegensatz zu Spanien war die Erzherzogin Claudia vom ehrlichen Willen beseelt, die Befriedung in den bündnerischen Tälern, im Prätigau und Unterengadin, herbeizuführen und die Erbeinung mit Graubünden zu erneuern. J. kommt tatsächlich das Verdienst zu, entscheidende Vorarbeit für den Auskauf dieser Täler aus den österreichischen Herrschaftsrechten geleistet zu haben. Es ist daher auch nicht richtig zu glauben, erst der Tod Js. hätte die Aussöhnung mit Österreich ermöglicht. Gerade von hier aus gesehen versteht man am besten, weshalb J. trotz des Wechsels in der äußerst labilen Volksstimmung seiner Politik gegenüber Österreich treu blieb und unbeirrbar an seinen Zielen festhielt (309, 378). Hier offenbart sich seine besondere Größe als Staatsmann. In den politischen Gegensätzen aber liegt auch — trotz allem, was sonst hierüber noch gesagt werden kann (vgl. S. 192) — die wichtigste Erklärung für seine Ermordung.

Heben wir noch das eigenartige Lebensschicksal des Pastetenbäckers Lorenz Fausch hervor, in dessen Schenke J. bekanntlich seinen gewaltsamen Tod fand. Wie Pfister nachweisen kann, war Fausch in Italien, vermutlich gegen seinen Willen, in ein Kapuzinerkloster verbracht worden, nach 24 Jahren aber 1633 nach Chur über die Berge entflohen. In kritischer Lage wurde er nach Genf empfohlen, kehrte aber bald zurück und übernahm die Schenke « Zum staubigen Hütli ». Seine nahen Beziehungen zum Gegner Js., Joh. P. Guler, sind mehr als auffallend (402 f.). Noch von einer anderen Persönlichkeit hebt Pfister den Schleier weg. Wir meinen jenen Kaufmann Peter Stampa, den J. 1638 beseitigen ließ. Stampa war offenbar französischer Spion und machte dunkle Geschäfte (vgl. 382-384), so daß seine Beseitigung mindestens nicht mehr schlechthin als ruchlose Tat eines hinterhältigen und gewissenlosen Mannes gelten kann, wie es bisher dargestellt wurde.

Kirchengeschichtlich bedeutsam bleibt dieses Werk hinsichtlich der damaligen Kapuzinermission. In den entstandenen, unerfreulichen Kon-

flikten mußte J. mehr als einmal schlichtend eingreifen, was keine dankbare Aufgabe war (vgl. S. 167 f., 256 ff.). Gerne würde man eigentlich etwas mehr darüber erfahren, wie die Begriffe: Gewissensfreiheit, Parität und Toleranz sowie das Mehrheitsprinzip (s. S. 321) zu deuten sind, in Anwendung auf die konkreten Geschehnisse. Gewissensfreiheit und freie Kultusübung (190, 261) sind nicht völlig identisch. Das Paritätsprinzip ist ja im Unterengadin auch nach der Vertreibung der Kapuziner nicht zur Durchführung gelangt. Sicher dürfte hierüber das Material, das Pf. zur Verfügung stand, nähere Aufschlüsse bieten (vgl. S. 451 Anm. 34).

Mancher Leser möchte vielleicht das Fehlen eines Personen- und Ortsregisters bemängeln, vielleicht auch das Fehlen einer Karte, angesichts der Darstellung militärischer Züge, andere vielleicht eine eigentliche Bibliographie wünschen, da die Übersicht über die benützte Literatur nicht leicht zu gewinnen ist. Doch der Verfasser war aus Gründen der Raumersparnis gegen seinen Willen zu unliebsamen Verzichtern gezwungen. Die Ausstattung ist untadelig, Druckfehler sind verhältnismäßig selten (vgl. S. 104, 113, 130, 133, 143 und 173 (Ingnazius), 164, 201, 227, 287, 289, 310, 393; unliebsam ist eigentlich nur der Fehler S. 192 Z. 11 v. o. und die Entstellung des Textes S. 450, Anm. 30).

Pfister schenkte der umstrittenen Persönlichkeit des Bündner Prädikanten und Konvertiten, Militärs und Staatsmannes eine umfassende Würdigung, die dank der weitgespannten Forschungen sich niemals mehr wegdenken läßt und dem kritischen Urteil und der Einfühlungsgabe des Verfassers in einen schwierigen, historischen Stoff ein höchst ehrenvolles Zeugnis ausstellt.

O. Vasella.

P. Angelus Walz O. P. : Andreas Kardinal Frühwirth (1845-1933), ein Zeit- und Lebensbild. — Wien 1950, Verlag Herder. xvi-620 S. Preis: sFr. 19.80.

Sowohl Bescheidenheit wie andauernde Beanspruchung durch die mannigfaltigsten Geschäfte ließen weder den Provinzial und General noch den Nuntius und Kardinal Frühwirth dazu kommen, ein Tagebuch zu führen oder eine Selbstbiographie abzufassen (S. v). So war der Verfasser dieses Lebensbildes angewiesen teils auf Äußerungen und Erzählungen Fr.s aus seinem frühern Leben, teils auf schriftliche und mündliche Berichte aus dem Bekannten-Kreise Fr.s, teils auf die Akten, wie diese vorlagen in den Archiven im Prediger-Kloster zu Graz, auf dem Provinzialat in Wien, auf dem Generalat zu Rom, auf der Nuntiatur in München, in den amtlichen und halbamtlichen Organen des Prediger-Ordens und des Heiligen Stuhles; aber auch Werke, die die jüngste Geschichte Deutschlands und Italiens behandeln, sind herangezogen (S. 583-597).

Diese Umstände brachten es mit sich, daß, wo die Quellen spärlicher flossen, wie das für die Schul- und Studienzeit Fr.s naturgemäß zutrifft, hin und wieder die Phantasie des Verfassers etwas nachhelfen mußte, um das Lebensbild seines Helden abzurunden. Für die Zeit aber, wo P. Andreas

bereits « im Leben stand » und die Quellen reichlicher fließen, hat der Verfasser eine beinahe verwirrende Fülle des Stoffes zu bieten. Die langen Listen und Aufzählungen von Visitationen und kirchlichen Zeremonien, die Fr. abhielt, der Personen, die an den Ehrungen teilnahmen, die ihm galten, oder mit denen er in Verbindung trat, möchten manchmal den Leser ermüden und werden nicht bei allen dasselbe Interesse finden ; diese Listen geben aber dem Leser einen Begriff von der äußerst intensiven Tätigkeit des Priors, des Provinzials, des Ordensgenerals, des Nuntius und des Kardinals, und zugleich von der hohen Achtung, die dieser in allen Kreisen genoß, vom Papste hinunter bis zum einfachen Mann aus dem Volk, nicht nur im eigenen Orden, sondern auch bei allen andern, auch dort, wo die Rivalität sonst herkömmlich ist, und von dem Vertrauen, das ihm alle entgegenbrachten.

Dieses Vertrauen aber verdiente Fr. in hohem Maße. Eine gründliche Schulung in den philosophischen und theologischen Disziplinen und eine geradezu eiserne Arbeitskraft und ein unermüdlicher Arbeitswille befähigten ihn, sich in die mannigfaltigsten und fremdartigsten Materien einzuarbeiten, mit denen er in den verschiedenen Stellungen sich zu befassen hatte, und dieses tiefe und nicht minder breite Wissen machten ihn zum viel aufgesuchten Ratgeber und zum gefürchteten Partner, z. B. der staatlichen Beamten. Der vollendete Takt, mit dem er alle behandelte, mit denen er zu verkehren hatte, die unbestechliche Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, seine tief innere und echte Frömmigkeit, seine Anspruchslosigkeit, sein vorbildliches Ordensleben, seine treue Hingabe an den Orden und an die Kirche und deren Oberhaupt waren die « sorcellerie » (Zauberkraft, so Don Germain Morin O. S. B., S. 578), mit der Fr. (in München) alles an sich zog. Dem Wahlspruch « Fide et caritate », den er als General wählte, kam er unverbrüchlich nach bis ans Lebensende. Aus solchem Geiste heraus sprach er in seiner Münchener Zeit einmal zu einem Künstler : « Ich beherrsche die Menschen, weil ich sie liebe. Auch der größte Gegner hat Anspruch auf Liebe und Wahrheit. Die Rechtgläubigkeit kann und darf uns davon nicht dispensieren » (S. 578).

Diese echt christliche Haltung unter Beweis zu stellen, bot dem Nuntius Fr. die Münchener Zeit überreiche Gelegenheit, denn in diese fielen ein der sog. Literatur-Streit, der Streit um das Zentrum und die Gewerkschaften, vor allem aber der Kampf um und gegen den Modernismus, der in Deutschland und anderwärts die Gemüter so sehr erregte und entzweite (S. 328-346). Sowenig der Nuntius und der spätere Kurienkardinal am christlichen Glaubensgut etwas markten ließ, ebensowenig duldete er ein voreiliges Absprechen und Aburteilen, wie es damals hüben und drüben gang und gäbe war. Diese vornehme und charaktervolle Zurückhaltung wurde allerdings nicht immer und von allen geschätzt und verstanden, aber die weitere Entwicklung der Dinge, z. B. in Deutschland, oder in der Frage der Action française (S. 447) oder im Kampfe um P. Lagrange (S. 416 ; 263), das Haupt der Bibelschule in Jerusalem, hat ihm recht gegeben. Bei der Darstellung dieser Vorgänge fallen gelegentlich Streiflichter auf Dinge und Personen sowohl in Deutschland wie im päpstlichen Rom, die der geistigen Unabhängigkeit wie dem Edelsinn Fr.s das schönste Zeugnis ausstellen,

weniger freilich gewissen Eiferern, zumal an der römischen Kurie S. 263, 330, 416, 438). Daß trotz dem Sturm, den diese Eiferer gegen Nuntius Fr. entfachten, er fortwährend das volle Vertrauen bei Papst Pius X. besaß, stellt seine strengkirchliche Haltung und Gesinnung außer allen Zweifel.

Den Sozial-Politiker interessiert es besonders, daß Fr. als Provinzial dem Baron Vogelsang, dem Vater der christlichen Sozialreform in Österreich ratend und helfend zur Seite stand (S. 129-134). Die Männer der wissenschaftlichen Forschung vernehmen aus diesem Lebensbild mit Freuden, wie Fr. als Kardinal alles aufbot, seinem seligen Ordensmitbruder, Albert d. Gr. († 1280), die Ehre der Kanonisation und der Erhebung zur Würde eines Kirchenlehrers zu verschaffen (S. 460-491). Die Schweizer Katholiken berührt es aufs angenehmste, wenn sie vernehmen, wie Fr. als Provinzial und General beste Lehrkräfte an die Theologische Fakultät der eben errichteten katholischen Universität Freiburg abgab — genannt seien da nur die PP. Weiß, Michel, Berthier, Zapletal, Mandonnet, del Prado, Esser, Frankenstein — und daß er erhebliche finanzielle Opfer brachte, diesen ein richtiges Heim zu schaffen (S. 149, 191/2, 200, 203/4, 245).

Zum Schlusse seien nur noch kurz die Stufen und Abschnitte dieses reichen und vorbildlichen Lebens angeführt :

- 1845, am 21. August, wurde Fr. in der Pfarrei St. Anna am Aigen im Tal der Mur (Steiermark) als Kind einfacher und wenig bemittelter Bauersleute geboren ;
- 1856–63 besuchte er die Hauptschule und das bischöfliche Knabenseminar in Graz mit vorzüglichen Studienerfolgen ;
- 1863 trat er ins Noviziat der Prediger-Brüder in Graz und vertauschte seinen Taufnamen Franz mit dem Ordensnamen Andreas (19. Januar) ;
- 1870 beschloß er seine theologischen Studien in Rom und erwarb das Lektorat ;
- 1870–76 waltete er im Kloster zu Graz als Lektor, Subprior und Prokurator ;
- 1876–80 stand Fr. dem Kloster in Wien als Prior vor ;
- 1884 und nochmals 1891 wählte ihn das Provinz-Kapitel auf vier Jahre zum Obern der Reichsprovinz ;
- 1891, kurz nach Beginn des zweiten Provinzialates, wurde Fr. vom Ordenskapitel zu Lyon zum Ordensmeister (General) erhoben ; die Kapitel von Avila (1895) und Wien (1901) bestätigten ihn in dieser Würde ; auf dem Kapitel zu Quercia (Viterbo), 1905, legte er sein Amt nieder ;
- 1907 erhob Pius X. den Ex-General zum Nuntius von München ;
- 1915 kreierte Benedikt XV. den Nuntius zum Kardinal, rief ihn nach Rom und machte ihn zum Mitglied zahlreicher Kongregationen ;
- 1925–27 übte Fr. das Amt des Großpönitentiars,
- 1927–33 das des Kanzlers der heiligen Römischen Kirche aus ;
- 1933, am 9. Februar, starb Kardinal Fr. eines erbaulichen Todes und wurde unter größten Ehren in seine Heimat überführt und an seinem Geburtsort bestattet.

Dr. P. Theodor Schwegler O. S. B.

Marie-Caroline von Fischer-Reichenbach : Die Casa Crivelli in der Schweiz. — 186 pages + nombreuses planches, Berne (Hallwag A. G.), 1947.

Au moment où l'Almanach généalogique suisse vient de perdre, pour des raisons commerciales, son caractère ancien de répertoire des familles historiques de Suisse, il sera peut-être indiqué de signaler un travail qui, bien qu'émanant d'une dilettante, est le résultat de longues recherches et de patients efforts. Par sa triologie (« Alessandro Crivelli ou les trois trônes », Berne 1936 ; « Urbain III et Barberousse et les trois cardinaux Crivelli », *ibid.*, 1940, et l'ouvrage susmentionné), l'auteur désire remplir un devoir de piété filiale.

En effet, si les Crivelli en Italie et au Tessin sont encore florissants, la branche uranaise et lucernoise est près de s'éteindre. Elle reçut, en 1769, un bref pontifical lui conférant, à titre héréditaire, pour ses membres masculins, la dignité de comtes palatins du Latran (voir nos remarques dans *Rivista Araldica*, Rome 1935, p. 57, et dans AHS, 1939, p. 93). La généalogie complète, très clairement et agréablement présentée sur des planches, fait œuvre d'autant plus utile que les articles de Vivis, et dans l'AGS et dans le DHBS, sont un travail partial, qui nie les liens de parenté entre les branches de Milan, de Pura et de Lugano, bien que le Tribunal héraldique impérial et royal de Milan ait décrété, le 7 janvier 1768, l'inscription du rameau d'Uri au « Codice araldico delle famiglie che furono riconosciute nobili » (p. 166). Les rapports entre les différentes branches semblent être maintenant clairement établis.

Pour l'histoire ecclésiastique suisse, les Crivelli uranais ont leur intérêt particulier, ayant fourni par exemple un abbé d'Engelberg (Emmanuel = Charles-Antoine, 1700-1731-1749), un commandant de la Garde pontificale à Bologne (Jean-François, 1725-1786), et un chevalier de l'Ordre religieux et militaire de Calatrava (François-Ferdinand, 1635-1689). L'auteur aurait utilement consulté l'ouvrage : ENRICO CASANOVA, *Dizionario feudale delle provincie componenti l'antico stato di Milano*, 2^e éd. (par Giacomo C. Bascapè), Milan, 1930.

Relevons enfin la présentation de l'ouvrage richement illustré par de très nombreuses planches en couleurs (sceaux, diplômes, portraits, etc.) et reproductions dans le texte, qui en fait vraiment une édition bibliophile.

H. C. de Zeininger.